

ANSICHTSSACHE

9.280.000,-

1.250.000,-

950.000,-

WAS BIN ICH WERT?

723.000,-

350.000,-

Würde ist, was wirklich zählt –
Stimmen aus der SozDia | Seite 6/7

Nachgefragt: Teilhabe ohne Wertung
– ein Menschenrecht? | Seite 14/15

Ein ganzes Leben in zwei Plastiktüten
– wertvoller Neustart für Karim im
Jugendwohnhaus Ohana | Seite 16/17

695.000,-

„Wir engagieren uns dafür, es jedem Menschen zu ermöglichen, Gestalter*innen seines*ihres Lebens zu sein und in der Mitte der Gesellschaft zu leben.“ Michael Heinisch-Kirch, Vorstandsvorsitzender der SozDia



SOZDIA STIFTUNG BERLIN

Gemeinsam Leben Gestalten

Wir, die SozDia Stiftung Berlin, sind eine sozialdiakonische Trägerin aus Berlin und unser Arbeitsschwerpunkt liegt im Bereich der Kinder-, Jugend-, Familien- und Gemeinwesenarbeit sowie in der Wohnungsnotfallhilfe und Sozialpsychiatrischen Assistenz. In unseren fast 60 Einrichtungen engagieren sich mehr als 600 Mitarbeiter*innen. Dort begegnen sich täglich mehr als 6.000 Kinder, Jugendliche, Familien und Erwachsene.

So vielfältig wie die Einrichtungen der SozDia sind auch die Menschen, die sie besuchen und die dort arbeiten. Seit 1990 stehen wir für ein offenes und tolerantes Miteinander, leben sozialdiakonische Werte und legen bei all unseren Entscheidungen großen Wert auf Nachhaltigkeit und einen umweltbewussten Umgang mit Ressourcen.

Du willst gemeinsam mit uns Leben in und um Berlin gestalten? Dann komm zu uns ins Team!
Wir suchen #Pädagog*innen, #Erzieher*innen und #Sozialarbeiter*innen.

Besuch' unsere neue Homepage unter sozdia.de



EINE STIFTUNG – VIELE ANGEBOTE: WWW.SOZDIA.DE

- Kindertagesbetreuung
- Schule
- Hilfen zur Erziehung
- Gemeinwesen
- Kinder- und Jugendklubs
- Arbeit & Qualifizierung
- Wohnungsnotfallhilfe
- Sozialpsychiatrische Assistenz

INHALT

Editorial
3

Dossier
4/5
Was bin ich wert?

Ich hab da was zu sagen
6/7
Kein hätte, könnte:
Würde ist, was wirklich zählt

Gemeinsam Familie gestalten
8/9
Familie zuerst! Familiäre Strukturen
bewahren – in Würde leben

Bei SozDia vor Ort
10/11

Pro & Contra
12/13
Künstliche Intelligenz:
Unterschätzen wir die Folgen?

Nachgefragt
14/15
Teilhabe ist ein Menschenrecht
„Inklusives Denken hat etwas mit Würde zu tun“

Neues aus der SozDia
16/17
Ein ganzes Leben in zwei Plastiktüten –
Neustart für Karim im Jugendwohnhaus Ohana

Auf ein Wort
18/19
Alan Kurdi lebt in den
Herzen der Menschen weiter

Titelfoto: © SozDia

EDITORIAL



Liebe Leserin,
lieber Leser,

Sommer, Urlaub, Erholung – ich sitze gerade in meinem Berliner Büro, schaue aus dem Fenster und genieße die Ruhe, die über unserer Stadt liegt. Es fühlt sich an, als würde die Zeit langsamer vergehen. Deutschland erholt sich! Oder doch nicht? Erholen vielleicht nur wir uns? Wir erholen uns, während sich andere Menschen genau zur selben Zeit aufgrund von Krieg, Hunger, Armut auf die Flucht machen und nicht selten aus völliger Verzweiflung in marode Boote steigen, die sie über das Mittelmeer nach Europa bringen sollen.

Es sind Frauen, Männer, Kinder, Jugendliche, um die es geht – sie alle haben eine Würde, sie alle sind Gottes Kinder. Sie sind auch das Thema in unserer aktuellen Ansichtssache: Was ist der Mensch wert? Was bin ich wert? Auch in unserer Gesellschaft wird der Mensch nach Geld bemessen. Wer weiß schon, dass eine deutsche Studie 1,75 Millionen Euro für einen beschäftigten Mann und 1,43 Millionen für eine beschäftigte Frau errechnet hat. (Siehe unser Dossier Seite 4/5) Und die Flüchtenden, deren letzter Hoffnungsanker Europa ist, was sind sie uns wert? Sie alle haben Träume und Hoffnungen, sie alle wollen leben, ja überleben. Doch Europa schottet sich immer weiter ab, wir sprechen aktuell über Asylzentren an seinen Außengrenzen. (Seiten 18/19)

Die Würde des Menschen ist unantastbar, heißt es im Grundgesetz – oder gilt das gar nicht für alle? Die globalen politischen Entwicklungen lassen mich bange zurück. Mut geben mir die Geschichten aus dem Alltag, auch der SozDia. In diesem Heft berichten Mitarbeitende, aber auch Bewohnerinnen und Bewohner davon, was es für sie bedeutet, dass jeder Mensch eine unverwechselbare Würde hat und in die Mitte unserer Gesellschaft gehört: die Geschichte von Karim aus dem Jugendwohnhaus OHANA. Oder die Geschichte von Mohammad aus der Ausbildungstischlerei Hirnholzwerkstatt. Oder Vanessa aus dem Jugendwohnhaus. (Seiten 6/7) In diesen Geschichten lebt der Satz: Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Und so wünsche ich uns, dass wir nach dem Sommer gut erholt und mit frischer Energie lieber über die Erfolgsgeschichten sprechen, über Zutrauen statt Abschottung – damit jeder Mensch einen Platz in der Mitte unserer Gesellschaft findet.

In diesem Sinn eine gute Lektüre unserer aktuellen Ansichtssache.

Ihre Nina Kirch
Prokuristin / Strategische Leitung SozDia

950.000,-

9.280.000,-

723.000,-

1.250.000,-

350.000,-

695.000,-

?,-

WAS BIN ICH WERT?

Wenn alles seinen Preis hat. Auch der Mensch.

Vom Menschenrecht auf Würde und ihrer Rolle in unserem Leben.

Es ist eine unglaubliche Geschichte. „Gott spielen“, heißt dieser Dokumentarfilm. Es geht um die Entschädigung der Opfer der Terroranschläge vom 11. September 2001 in New York und Washington. Es geht um nichts Geringeres als darum, was ein Leben wert ist.

Für einen Mann ohne Papiere bekamen die Angehörigen 250.000 Dollar. Für einen Börsenmakler 6 Millionen.

Einem einzigen Menschen hatte die Regierung von George W. Bush diese Aufgabe übertragen: dem Anwalt und Mediator Kenneth Feinberg. Ihm standen sieben Milliarden Dollar für insgesamt 5562 Personen zur Verfügung. Und so sprach er täglich mit Witwen, deren Männer bei der Feuerwehr gewesen waren, mit Angehörigen von Börsenmakler*innen und mit Eltern von Menschen, die ohne Papiere nach New York gezogen waren, für andere geputzt und gekellnert hatten.

Dann begann Feinberg zu rechnen. Und tat dies nach festen Kriterien: Er fragte, wie hoch der wirtschaftliche Schaden war, der durch den Tod des Menschen entstanden ist, wie alt das Opfer war, wie lange es möglicherweise noch gearbeitet hätte, wie hoch sein Einkommen war. Nach drei Jahren war die Arbeit erledigt, die Feinberg als „härtesten Job seiner Laufbahn“ bezeichnet hatte und die er wohl auch nicht wieder machen würde.

Das Ergebnis ist ebenso fragwürdig wie irritierend: Für einen Mann ohne Papiere bekamen die Angehörigen 250.000 Dollar. Für einen Kellner fielen 500.000 Dollar ab. Für einen Polizisten 850.000, für einen Börsenmakler mal 2 Millionen, mal sechs Millionen Dollar. Über seine Berechnungen hat Feinberg später ein Buch geschrieben und darin gesagt, dass er zu Gott betete, dass niemand wieder eine solche Rolle spielen müsse wie er.

Das wird kaum in Erfüllung gehen. Denn wir alle sind Teil der kapitalistischen Welt. Und da hat alles seinen Preis. Unser Leben wie auch unser Sterben. Alles wird mehr oder weniger subtil verrechnet. Wir verkaufen unsere Gedanken, unsere Arbeitskraft, unsere Zeit. Die Frage ist, zu welchem Preis? Und welchen Preis sind andere bereit, dafür zu zahlen? Und woran bemisst sich der? Leistung ist gut, wenn sie zum Ansporn wird für ein gelingendes Zusammenleben ohne Not und Elend. Leistung wird zum Gift, wenn sie alles beherrscht.

Wenn ihr Lohn unberechenbar wird. Was rechtfertigt, dass Manager*innen in den Chefetagen das sechzigfache des Lohns ihrer Mitarbeitenden erhalten?

Wer aber bestimmt über unseren Wert?

Wer aber bestimmt über unseren Wert? Menschen, die aus den ärmsten Teilen der Welt kommen, werden als „Wirtschaftsflüchtlinge“ abgetan. Menschen, die fliehen, werden in solche eingeteilt, die nützlich sind, weil sie gut ausgebildet auch viel leisten können; und in solche, die vermeintlich nichts beitragen können und darum wertlos sind. Der Wert des Menschenlebens ist ein Fachbegriff aus der Ökonomie. Eine Studie des Wirtschaftsprofessors Hannes Spengler errechnete 1,72 Millionen Euro für einen hierzulande beschäftigten Mann, aber „nur“ 1,43 Millionen für eine Frau. Und wer kann, der sichert sich ab. Die Versicherungsindustrie profitiert nicht schlecht. Pianist*innen versichern ihre Hände, Sänger*innen ihre Stimmen, Fußballer*innen ihre Beine.

Obwohl der Organhandel weltweit verboten ist, hat die italienische Zeitung Focus ausrechnen lassen, was ein mensch-

licher Körper wert ist. Schätzungen von Versicherungsexpert*innen ergaben die unglaubliche Summe von 44.701.295,82 Euro. Am teuersten wären zwei gesunde Lungenflügel. Die Versicherer schätzen ihren Wert auf 116.400 Euro. Das Herz dagegen wird auf „nur“ 57.000 Euro veranschlagt. Was also ist ein Menschenleben wert?

„Was einen Wert hat, hat auch einen Preis. Der Mensch aber hat keinen Wert, er hat Würde“.

„Was einen Wert hat, hat auch einen Preis. Der Mensch aber hat keinen Wert, er hat Würde“, hat der Philosoph Immanuel Kant einmal gesagt. Auch die Bibel spricht davon. Vor Gott, so heißt es da, sind alle Menschen gleich. Ein jeder unverwechselbar und einzigartig.

„Und der Mensch heißt Mensch, weil er irrt und weil er kämpft. Und weil er hofft und liebt, weil er mitfühlt und vergibt. Und weil er lacht und weil er lebt. Du fehlst“, hat der Liedermacher Herbert Grönemeyer nach dem für ihn so schmerzlichen Tod seiner Frau Anna gesungen. Spätestens beim Verlust eines geliebten Menschen, einer schweren Krankheit, eines Freundes oder Kindes wird uns klar: Wenn es nur noch um die Frage geht, was ein Mensch leistet und was er darum wert sei, dann geht unser aller Würde, alles Menschliche, das nämlich, was uns auszeichnet, verloren. Und damit auch der Reichtum des Lebens.

Wie gut ist es da, dass es auch in unserem Land eine starke Zivilgesellschaft gibt, die diesen Reichtum beachtet. Wie gut, dass Einrichtungen – die mit einem christlichen Menschenbild zumal – den Wert des Menschen nach seiner und ihrer Würde bemessen. Danach, dass alle vor Gott gleich sind. Wer im Umfeld der SozDia unterwegs ist, wird diesen Reichtum neu entdecken. In den 13 Kitas etwa, wo die Kleinsten mit

Würde und Dank engagierter Erzieherinnen und Erzieher ins Leben starten.

Im Ausbildungsrestaurant Am Kuhgraben, werden junge Menschen, die schwierige Startbedingungen auf dem Arbeitsmarkt haben, zu Fachkräften für Gastronomie oder als Köchinnen und Köche ausgebildet. Oder im Familien.LEBEN, wo Eltern, die allein – oft nur Mutter oder Vater – ihren Lebensalltag mit ihren Kindern nicht bewältigen können, durch den betreuten Wohnplatz die Chance für weiteres Zusammenleben und einen Neuanfang bekommen. „Ich bin offener dafür geworden, dass es so viele unterschiedliche Lebenswege gibt“, sagt Leiterin Hanna Wüsthoff.

Um unterschiedliche Lebenswege und die Würde der Menschen, die sie beschränken haben, geht es auch in den diversen Unterkünften für geflüchtete Kinder und Jugendliche wie den Clearingstellen der SozDia. „Wie kann es gelingen, friedliches Zusammenleben auf Augenhöhe zu ermöglichen?“, fragt Nina Kirch vom Leitungsteam. Und fügt hinzu: „Da gibt es in Zukunft auch bei der SozDia noch viel zu tun“.

Es ist keine Frage: Die Achtung vor anderen und die Wertschätzung für Menschen, die niemals mit Geld zu berechnen ist, beginnt im Alltag. Achte ich gerade auch die, die nicht in irgendwelche Führungssetagen aufgestiegen sind? Die auf der Verliererseite stehen? Die schwach oder krank sind? Gerade nicht so viel leisten können? Gehe ich mit dem Alter würdig um?

Unzählige Menschen, egal ob in ihren Berufen, im Ehrenamt oder in ihren Familien, leben vor, wie das geht. Von denen, die unter Einsatz ihres Lebens Geflüchtete im Mittelmeer vor dem Tod retten, ganz zu schweigen. Sie alle machen diese Gesellschaft reich: mit ihrer Würde und Mitmenschlichkeit.

Bettina Röder



KEIN HÄTTE, KÖNNTE: WÜRDE IST, WAS WIRKLICH ZÄHLT

Dass jeder Mensch eine unverwechselbare Würde hat, die sich nicht nach irgendwelchen Geldwerten richtet, lebt die SozDia in ihren Einrichtungen vor. „Jede und jeder hat einen Platz in der Mitte der Gesellschaft“, sagt Vorstandsvorsitzender Michael Heinish-Kirch. Wir stellen auf dieser Seite stellvertretend vier Einrichtungen vor, in denen dieser Grundsatz tagtäglich gelebt wird.

„OHNE VIEL ZU REDEN“ Aus der Ausbildungstischlerei Hirnholzwerkstatt, die gerade ihr 25-jähriges Jubiläum gefeiert hat

„Am ersten Tag denkst Du, der wird nie ein Tischler und dann schafft er doch die Gesellenprüfung. Da staune ich immer wieder.“ Wenn Alexander Schmidt über die Menschen spricht, die bei ihm den Abschluss machen, schwingt Freude mit. Vor allem aber auch Achtung vor ihrer Leistung. Schließlich haben alle, die hier in der Hirnholzwerkstatt ihre Ausbildung machen, nicht nur einmal im Leben erfahren, dass ihnen vermittelt wurde, nichts wert zu sein: als Schulabbrecher*innen oder Geflüchtete beispielsweise. Doch darüber reden sie nicht. Was zählt, ist der Stolz, am Ende des Tages etwas mit der eigenen Hände Arbeit fertig getischlert zu haben: Ob Stuhl, Tisch oder Hochbett: „Holz ist so ein lebendiger, warmer Werkstoff, mit dem man viel gestalten kann. Genau das wollen sie, ohne viel zu reden“, sagt Alexander Schmidt.

Seit 1999 arbeitet der Projektleiter in der Hirnholzwerkstatt. Als ausgebildeter Tischler kam er her. Und weil sie einen Meister brauchten, hat er den neben seinem Beruf in Vollzeit absolviert. So konnte er den Prüfungsstress der Lehrlinge nachvollziehen und die ihm zugleich über die Schulter schauen. „Auf Augenhöhe.“ Dieser Grundsatz ist Alexander Schmidt, der berufsbe-



Alexander Schmidt, Projektleiter, staunt so manches Mal über seine Azubis

Foto: © Stephan Jung

gleitend auch Sozialpädagogik studiert hat, bis heute wichtig. Nie vergisst er den Jubel des Azubis Mohammad, als der seinen Gesellenbrief bekam. Der junge Afghane, der nie Gefühle zeigte, konnte die Freude nicht fassen. Bald nach dem Abschluss bekam er eine Stelle in einer Tischlerei in Lichtenberg, eine eigene Wohnung und seinen gesicherten Aufenthaltsstatus in Deutschland. Beim großen Fest am 29. August im grünen Hof in der Berliner Weitlingstraße durfte er nicht fehlen. Hier feierten die 17 Azubis, vier hauptamtlichen Mitarbeitenden und der Honorarlehrer das 25-jährige Bestehen der Hirnholzwerkstatt gemeinsam mit Kolleg*innen, Vertreter*innen der Senatsverwaltung, der Jugendämter und Jobcenter. Wie auch das Hirnholz mit seinen Jahresringen, steht die Werkstatt für Beständigkeit. Vor allem aber auch dafür, Menschen in ihrer Würde anzunehmen und ihnen bei der Gestaltung ihrer beruflichen Zukunft zu helfen.

„NOCH NIE HATTE ICH SO VIEL GLÜCK“ Selbstbewusst im Jugendwohnhaus

Mein Name ist Vanessa, ich wohne im Jugendwohnhaus. Vor zwei Jahren kam ich hier an. Mit dem Taxi wurde ich in meine neue Wohnung gefahren, eine Stunde von meinem ehemaligen Zuhause in Reinickendorf entfernt. Ich habe mich gut eingelebt und sehe die Menschen hier als eine zweite Familie.

Insgesamt 14 Jugendliche auf drei Stockwerken in fünf Wohngemeinschaften leben hier. Ich wohne im Dachgeschoss mit zwei Jungs und einem Mädchen. Wie auch in all den anderen WGs leben Jungen und Mädchen zusammen.

Wie schön, dass es da für alle ein eigenes Zimmer und so auch einen Rückzugsort gibt. Verschiedene Kulturen leben im Haus, viele lernen noch deutsch und werden unterstützt. Alle ihre Sprachen sind in den Aushängen vertreten. Dabei gelten für alle Jugendlichen hier – sie sind zwischen 15 und 19 Jahre alt – die gleichen Regeln im Haus: die Rückkehrzeit oder das strikte Alkohol- und Drogenverbot. Alle haben eine Bezugsperson, es gibt eine 24-Stunden-Betreuung mit sechs Tages- und fünf Nachtdiensten.

Wir haben einen Gruppenraum, mittwochs gibt es das Angebot, gemeinsam zu kochen. Feiertage anderer Länder sind bei uns wichtig. So habe ich zum Beispiel einmal beim Fasten mitgemacht, mit zwei Muslimen, mit denen ich zusammengelehnt habe. Eine echt schöne Erfahrung! Montags wird gemeinsam geputzt, um Geld zu erhalten. Für mich ist es wichtig, aktiv zu sein. Die Betreuer sagen immer so schön: „Das hier ist kein Hotel.“ Von allen wird erwartet, dass wir Schule oder ein Praktikum machen, einer Arbeit nachgehen. Wir gehen einmal in der Woche einkaufen und kochen auch für uns selbst. Auch wenn ich noch nie von meinem gewohnten Umfeld weggekommen bin, war ich noch nie so glücklich über eine Entscheidung, wie die, hier zu bleiben.



Vanessa, ist 18 Jahre alt und wohnt im Jugendwohnhaus in einer WG.

Foto: © Stephan Jung

„WIR REICHEN DIE HAND, WENN DER WEG HOLPRIG IST“ Würde bewahren – durch Wohnungsnotfallhilfe. Von der Scham der Menschen und ihrer Lebens-Chance

In der Wohnungsnotfallhilfe sind die Klient*innen so unterschiedlich wie die Gesellschaft selbst. Zu ihnen können Menschen gehören, die in prekären Verhältnissen leben, aktuell aus der Haft entlassen wurden, von Armut bedroht oder betroffen sind, schwarzarbeiten oder auf der Straße um Geld betteln.

Indem die Mitarbeiter*innen der Wohnungsnotfallhilfe in den verschiedenen Lebensfeldern unterstützen, kann Scham genommen und Würde aufgebaut werden. Dazu braucht es verbindliche Gesprächsangebote, Unterstützung im Umgang mit Behörden, Hausbesuche, Hilfe bei behördlichen Angelegenheiten wie Postbearbeitung, Hilfe bei der Wohnungssuche, etc.

Hier kommen wir Sozialarbeiter*innen ins Spiel. Sie haben den Auftrag, bestmöglich zu beraten, vermitteln, begleiten, informieren, unterstützen und auch zu übernehmen. Wir reichen die Hand, wenn der Weg holprig ist, wir helfen, die Steine aus dem Weg zu räumen und vor allem tun wir eines: Wir nehmen den Menschen, die sich uns anvertrauen, die Scham und helfen dabei Würde aufzubauen.



Josefine Berning, Verbundleiterin in der Wohnungsnotfallhilfe berichtet über eine besondere Einrichtung

Foto: © Stephan Jung

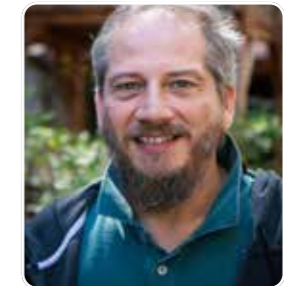
„ARBEIT AUF AUGENHÖHE“ Die „Sozialpsychiatrische Assistenz“: Inklusive Arbeit – Teilhabe am Leben

Leistungen der Eingliederungshilfe richten sich an Menschen, die aufgrund einer Behinderung, in unserem Fall einer psychischen Erkrankung, wesentlich in der gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft eingeschränkt sind. Sie sollen den Leistungsberechtigten eine individuelle Lebensführung ermöglichen, die der Würde des Menschen entspricht und die gleichberechtigte Teilhabe am Leben in der Gesellschaft fördern.

Wir vertreten in unseren Wohnverbänden hier eine klare Haltung. Es ist uns wichtig für die Menschen eine Willkommenskultur zu pflegen. Wesentlich ist, dass sie ohne das Gefühl einer Stigmatisierung zu uns kommen können. Jeder, der zu uns kommt ist ein wertvoller Mensch und verdient im Umgang gegenseitigen Respekt.

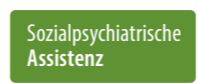
Die Wünsche unserer Erwachsenen, die wir begleiten, haben einen hohen Stellenwert. Wir unterstützen sie dabei, selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen. In unserer Wahrnehmung sind unsere Klient*innen in der Lage, selbstwirksam zu handeln und zu agieren. Wir respektieren die Grenzen.

Es ist mir sehr wichtig, dass in den Einrichtungen ein wertschätzender Umgang gelebt wird, kurzum: ihre Würde gewahrt wird – sowohl im direkten Kontakt, als auch im Gespräch über die Menschen, die wir begleiten auf ihrem Weg.



Verbundleiter Sven Ulrich: Willkommenskultur ist uns wichtig

Foto: © Stephan Jung



FAMILIE ZUERST! FAMILIÄRE STRUKTUREN BEWAHREN – IN WÜRDE LEBEN

Im Familien.LEBEN ist der „Standard“ das Besondere: In einem Haus befinden sich mehrere Wohnungen, in denen „Familien leben“. Eltern, die ohne dieses Angebot Schwierigkeiten hätten mit ihren Kindern zusammenzuleben, finden hier ein gemeinsames Zuhause für ihre Familie. Kinder, die sonst in ein Heim müssten, leben hier mit ihren Familien und bleiben zusammen.

Damit das gelingt, arbeiten rund um die Uhr Fachkräfte in der Einrichtung und begleiten die Eltern bei der Wahrnehmung ihrer Aufgaben. Einer, der dieses einzigartige Modell möglich macht, ist Mario.

Im Gespräch erklärt der Sozialpädagoge, dass die Familien auf Empfehlung des Jugendamtes in das Projekt Familien.LEBEN einziehen. Sie sind keine stummen Klient*innen, sondern aktiv beteiligt. Ihre Mitwirkung sei von großer Bedeutung. „Die Erhaltung familiärer Strukturen hat oberste Priorität, denn das Zusammenleben von Menschen, die einander lieben und an denen sie sich orientieren, ist von unschätzbarem Wert“, sagt Mario.



Sozialpädagoge Mario Kühn

Das Familien.LEBEN der SozDia ermöglicht es Familien, trotz Herausforderungen und Schwierigkeiten zusammenzubleiben und sich gegenseitig zu stärken. Die Mitarbeitenden schaffen eine Umgebung, in der Kinder und Eltern gemeinsam lernen, wachsen und liebevoll in Würde leben können.

Durch die insgesamt drei Familien.LEBEN-Einrichtungen leistet die SozDia einen wichtigen Beitrag, um familiäre Strukturen in ihrer Vielfalt zu erhalten.

Anja Meyer

Ein Besuch im neuen Haus von Familien.LEBEN

Julia Wenzel, Bewohnerin „Familien.LEBEN“, im Gespräch mit Anja Meyer

Anja Meyer (AM): Könnten Sie uns erzählen, wie ein typischer Tag für Sie und Ihren Sohn aussieht?

Julia Wenzel (JW): Natürlich, gerne. Ab 17 Uhr kommt mein Sohn mit dem Fahrdienst von der Integrationskita nach Hause. Mein Sohn hat eine geistige Beeinträchtigung, daher benötigt er besondere Unterstützung und Aufmerksamkeit. Wenn wir zu Hause sind, gehen wir oft auf den Spielplatz, gehen einkaufen oder spielen in seinem Kinderzimmer. Gegen halb sieben bereiten wir gemeinsam das Abendbrot vor, danach geht er ins Bett. Er schläft dann durchgehend bis 6 Uhr. Morgens kurz vor 7 Uhr wird er wieder vom Fahrdienst abgeholt und zur Kita gefahren, während ich zur Arbeit gehe.

AM: Wie kam es dazu, dass Sie im Familien.LEBEN eingezogen sind?

JW: Ich habe zuvor mit meinem Sohn in einem Mutter-Kind-Heim gelebt. Als mein Sohn sechs Jahre alt wurde, endete die Unterstützung dort, und ich musste ausziehen. Eine Betreuerin von dort hatte Kontakt zum Projekt Familien.LEBEN und half mir dabei, einen Platz dort zu bekommen. Da mir die Unterstützung und Hilfe für meinen Sohn wichtig waren, hat mir das Jugendamt Familien.LEBEN als Möglichkeit vorgeschlagen. Es war mir lieber,

mir Hilfe zu holen, als alleine mit den Herausforderungen zu kämpfen und möglicherweise meinen Sohn zu verlieren.

AM: Was bedeutet es Ihnen, im Familien.LEBEN zu wohnen und zu wissen, dass immer jemand da ist, um Ihnen zu helfen?

JW: Es fühlt sich großartig an, tatsächlich. Es gibt mir ein Gefühl von Sicherheit, zu wissen, dass ich immer Unterstützung zur Verfügung habe, wenn ich sie brauche, besonders in Bezug auf die besonderen Bedürfnisse meines Sohnes. Es ist beruhigend zu wissen, dass immer jemand da ist, falls ich Fragen habe oder es mal schwierig wird.

AM: Welche Art von Hilfe erhalten Sie konkret von den Betreuer*innen?

JW: Die Betreuer*innen helfen mir insbesondere bei Erziehungsfragen im Umgang mit meinem Sohn, der aufgrund seiner geistigen Beeinträchtigung besondere Unterstützung benötigt. Wenn es zum Beispiel abends schwierig ist, ihn zur Ruhe zu bringen und er nicht einschlafen möchte, unterstützen sie mich dabei. Das empfinde ich wie ein Elterncoaching, das mir sehr hilft. Außerdem sind die Betreuer*innen rund um die Uhr im Haus verfügbar, so

dass ich immer jemanden erreichen kann. Zusätzlich habe ich auch noch eine Einzelfallhelferin. Die Mitarbeitenden helfen mir bei alltäglichen Dingen wie Kochen und organisatorischen Angelegenheiten, wenn es mir zu viel wird.

AM: Gibt es noch etwas, das Sie gerne über Ihre Erfahrungen im Familien.LEBEN sagen möchten?

JW: Ich bin einfach dankbar für die Hilfe, die ich hier bekomme. Es hat mir geholfen, meine Sorgen zu verringern und mich sicherer zu fühlen. Die Betreuer*innen sind wirklich für mich und meinen Sohn da, und das gibt mir die Möglichkeit, mich auf meine Arbeit und die Zeit mit meinem Sohn zu konzentrieren, ohne mich übermäßig zu belasten. Ich bin froh, dass es das Familien.LEBEN gibt.

CAMPUS INTERKULTURELLES LEBEN

Mitten in der Lichtenberger Victoriastadt haben wir einen Ort des sozialen Miteinanders und Wohnens für Menschen unterschiedlicher Kulturen und Herkünfte geschaffen.

Im Campus Interkulturelles Leben (IkuLE) kommen die Kita Buntstift, das Familien.LEBEN, die Sozialpsychiatrische Assistenz und die Familien- und Begegnungsstätte Schmiede zusammen.

Diesen Erfolg möchten wir gemeinsam feiern – am 12. September 2023 von 15.30 bis 19.00 Uhr in der Pfarrstraße 93, 10317 Berlin-Lichtenberg.



Familien.LEBEN Pfarrstraße im Lichtenberger Kaskelkiez

© Stephan Jung



WAS GIBT ES NEUES?

Text und Zusammenstellung: Katrin Spiess

ES WAR UNS EIN FEST – VIVA VICTORIA 2023

Das Stadtteilfest Viva Victoria liegt hinter uns, voller sonniger Momente, erfrischender Begegnungen und wilder Feierlichkeiten! 10.000 Besucher*innen haben mit Anfeuerungsrufen am Riesenkicker mit Felix Kroos und an der Entenrennbahn die Straßen zum Beben gebracht. Die drei Gewinner*innen des finalen Entenrennens sind für ein Jahr stolze Pat*innen von Tieren des Abenteuerspielplatzes in Köpenick, die sie besuchen, streicheln und füttern können.

Unzählige Kinder jeden Alters hatten strahlende Augen und ein breites Grinsen im Gesicht. Es war uns eine Freude mit Ihnen zu feiern und dieses einzigartige Gemeinschaftserlebnis zu teilen. Bis zum nächsten Jahr, wenn es am 25. Mai 2024 wieder heißt: "Viva... Viva Victoria"!



SPORTFEST MIT UNBEGLEITETEN MINDERJÄHRIGEN GEFLÜCHTETEN

Sport, Schweiß, Spaß – 100 Unbegleitete Minderjährige Geflüchtete (UMG) konnten sich im Hangar 1 am Tempelhofer Flughafen so richtig auspowern und ihre Sorgen für einen Moment vergessen. Möglich gemacht, hat das eine Kooperation des Projekts UMGeben mit dem Hangar 1 und dem Landessportbund Berlin, unter dessen fachlicher Leitung Fußball, Volleyball, Badminton und Basketball gespielt und so manch anderer Sport ausgetestet werden konnte. Viele der Jugendlichen haben schon in ihrer Heimat den Sport geliebt und die körperliche Auslastung fehlt ihnen sehr. So wie dem 16-jährigen Jumakhan aus Afghanistan: „Das Sportfest heute fand ich richtig gut - besonders gefällt mir das Zusammensein beim Sportmachen. Das möchte ich wieder mehr erleben. Vielleicht trete ich einem Fußballverein bei, am liebsten Hertha BSC“. Am Ende gab es natürlich noch Medaillen für alle fleißigen Sportler*innen. Das Projekt UMGeben sorgt für einen lebendigeren Alltag in den Berliner Erstaufnahmeeinrichtungen und organisiert dafür Veranstaltungen, Deutschkurse und Anbindung an lokale Vereine für die neu angekommenen jungen Menschen.



OBDACHLOSIGKEIT IN LICHTENBERG: GESPRÄCHSABEND BRINGT AKTEUR*INNEN UND NACHBARSCHAFT ZUSAMMEN

Warum leben Menschen auf der Straße? Wie können wir helfen und welche Grenzen gibt es? Anlässlich des Tags der Nachbarn fand ein Gesprächsabend zum Thema „Nachbarn in Not – Wie umgehen mit Obdachlosigkeit?“ im Gemeindezentrum Am Fennpfuhl in Berlin-Lichtenberg statt. Die Veranstaltung wurde von der Evangelischen Kirchengemeinde Lichtenberg und dem SozDia-Projekt „Welcome! Netzwerken im Kirchkreis Berlin Süd-Ost“ in Kooperation mit verschiedenen Partner*innen umgesetzt.

„Uns war es wichtig, die Veranstaltung gerade zur Woche der Nachbarschaft zu organisieren. Nur durch eine aktive Einbindung und Anerkennung von obdachlosen Menschen als Teil der Nachbarschaft können wir gemeinsam dazu beitragen, ihre Situation zu verbessern“, so Felicitas Höck, Veranstalterin und Koordinatorin des Projekts Welcome! Der Abend bot den zahlreichen Teilnehmer*innen eine Plattform, um über die Herausforderungen mit und in der Obdachlosigkeit zu sprechen und gemeinsam Lösungsansätze zu erarbeiten. Im Mittelpunkt stand dabei die Frage, warum in Lichtenberg besonders viele Menschen auf der Straße leben und welche Maßnahmen von der Politik ergriffen werden können, um ihnen zu helfen.



DER ABENTEUERSPIELPLATZ KÖPENICK STARTET DAS TIER-TANDEM-PROJEKT

Der Abenteuerspielplatz Köpenick lädt junge Menschen mit und ohne Fluchtgeschichte ein, gemeinsam Tiere zu umsorgen. Dabei lernen sie unter Anleitung von Pädagog*innen den Hof und die dort lebenden Tiere kennen. Außerdem erfahren sie viel über ihre artgerechte Haltung, was es heißt sie zu pflegen und welche Sprache sie sprechen. Innerhalb von regelmäßigen Aktionen können Spielzeuge für die Ziegen gebaut, mit den Ponys Ausflüge unternommen oder Schafe gekuschelt werden. Und wer weiß, vielleicht lassen sich die Schweine ja auch Tricks beibringen? In jedem Fall freuen sich die Tiere und der ASP darauf Sie kennenzulernen! Die Angebote sind stets kostenlos. Finanziert wird das Projekt durch das Bundesministerium des Innern und für Heimat und durch das Bundesprogramm Gesellschaftlicher Zusammenhalt – Vor Ort. Vernetzt. Verbunden.



POSITIONSPAPIER ÜBER DIE FOLGEN DER EINSPARUNGEN FÜR DIE OFFENE KINDER- UND JUGENDARBEIT – WAS WIR FORDERN!

Am 26. Juni haben die Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege Berlin-Lichtenberg (auch bekannt als Kleine LIGA Lichtenberg) unter der Federführung der SozDia (die in dieser Runde die Diakonie vertritt) ein Positionspapier über die Folgen der zu befürchtenden Einsparungen für die offene Kinder- und Jugendarbeit in Lichtenberg veröffentlicht. Diese wertvollen Räume und Strukturen sind zunehmend in Gefahr! Kinder und Jugendliche brauchen Orte, an denen sie niedrigschwellig Teilhabemöglichkeiten erfahren, Selbstorganisation erlernen können und Räume und Menschen vorfinden, die sie in ihrer Persönlichkeitsentwicklung begleiten und fördern.

Ein Kamerateam von Galileo war zu Besuch im Jugendklub TUBE. Die Jugendlichen zeigten ihren Lieblingssort, der sich in einem stillgelegten Fußgängertunnel versteckt. Im Interview erzählten sie: „Die Angebote, wie Boxen, Tischtennis, ein Tonstudio und ein Bandraum geben uns die Chance, runterzukommen, Aggressionen abzubauen, laut zu sein und dabei da unten niemanden zu stören!“ In der TUBE finden leider immer weniger Angebote statt, da das Geld von Senat und Bezirk z.B. nicht für die notwendige Sanierung der Kletterwand reicht. Nach den Silvesterkrawallen 2022/23 wurden kurzfristig „Sofort-Maßnahmen“ entwickelt und das 90 Millionen Euro-Sofortprogramm gegen Jugendgewalt veröffentlicht. Nach dessen medienwirksamer Verkündung war davon für die Träger*innen allerdings bis vor Kurzem nichts spürbar. Wir fordern in dem Papier, gemeinsam mit den anderen Wohlfahrtsverbänden in Lichtenberg, eine verstärkte Anerkennung und Unterstützung der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Es bedarf einer angemessenen finanziellen Ausstattung, um nachhaltige Strukturen zu schaffen und qualifiziertes Personal einzusetzen. Niedrigschwellige Begegnungsorte sind von größter Bedeutung. Sie stellen wichtige Orte dar, um Spaltungen in der Gesellschaft entgegenzuwirken und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken.



30 JAHRE JUGENDWOHNHAUS IN DER VICTORIASTADT

Zu Beginn der 1990er Jahre meldeten sich immer häufiger junge Menschen aus den Häusern der benachbarten Besetzerszene mit der Bitte, ihnen bei akuten Lebensproblemen zu helfen. Daraufhin begann ein Bauprojekt in der Pfarrstraße 111. Seite an Seite sollten rechts- und linksradikale Jugendliche ein Haus sanieren. Das Bauprojekt wurde im Mai 1993 abgeschlossen und das Jugendwohnhaus begann seine Arbeit. Heute – 30 Jahre später – werden hier noch immer bis zu 13 Jugendliche rund um die Uhr betreut. Im Jugendwohnhaus sind 14- bis 18-Jährige zu Hause, die aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr in ihrem gewohnten Umfeld leben können. Im Jugendwohnhaus gibt es zunächst Raum und Zeit, um die derzeitige Lebenssituation zu durchdenken und neue Perspektiven zu entwickeln. Dabei steht ihnen ein*e Bezugsbetreuer*in als zuverlässige Ansprechpartner*in zur Verfügung und die Jugendlichen können sich so auf ein eigenverantwortliches Leben vorbereiten. Das dreißigjährige Jubiläum wird am 11. Oktober ab 15 Uhr auf dem Gelände des benachbarten SozDia Ausbildungsrestaurants „Am Kuhgraben“ gefeiert.





KÜNSTLICHE INTELLIGENZ: UNTERSCHÄTZEN WIR DIE FOLGEN?

JA, wir müssen mit unseren von Gott
gegebenen Fähigkeiten auf der Hut sein.

Johanna Haberer
lebt als Journalistin in Hamburg.
Sie ist Professorin für kirchliche
Publizistik und saß im KI-Berater-
gremium der Bundesregierung.

Kürzlich haben die wichtigsten Tech-Expert*innen der westlichen Welt in einem gemeinsamen Aufschrei ein Moratorium bei der Entwicklung der Künstlichen Intelligenz (KI) gefordert. Der Grund: KI sei mittlerweile sehr weit gediehen und nunmehr in der Lage, sich selbst auf undurchschaubare Weise und nach eigenen Regeln weiter auszubilden, so dass sie unkontrollierbar werden und womöglich bald die Fähigkeit erlangen könnte, die Menschheit zu zerstören.

Dabei ist jede KI immer ein Spiegel unserer selbst. Menschengemacht. Werden wir womöglich eines Tages von der Wiege bis zur Bahre von einem Superhirn navigiert, das wie der Gott in der Bibel allgegenwärtig ist und allwissend, aber letztlich auch alle miesen menschlichen Eigenschaften abbildet?

KI hat ihre spezielle Art des Denkens. Es ist die Intelligenz einer binären Logik, die nur 0 und 1 kennt und nichts dazwischen. Menschen können bewegungsintelligent sein oder künstlerisch begabt, sie können sich Landschaften vorstellen oder Töne. KI rechnet. Darin ist sie um Lichtjahre schneller als der Mensch. Doch die soziale Intelligenz,

das Einfühlungsvermögen zum Beispiel, ist nicht programmierbar. Mit Freundlichkeit verschiedene Interessen ausgleichen, mit Wärme Menschen trösten – wird KI das eines Tages können? Unwahrscheinlich – allenfalls vorspiegeln.

KI kann errechnen, ob ich neue Schuhe brauche, sie kann nicht fühlen, wie es ist, wenn der Schuh drückt. KI hat kein Bewusstsein. Sie ist Mathematik. Schöne Mathematik. Aber sie kennt keine Ausnahmen. Und wenn eine solche Logik ins Zusammenleben von Menschen eingreift, kann das gefährlich werden. Programme kennen keine Vergebung, sie exekutieren nach eigenen Prinzipien und folgen ihrer binären Logik.

Das Christentum traut dem Menschen, der Welt selbst und mit dem eigenen Verstand eine Wendung zum Guten zu geben. Ohne dass eine KI das für ihn erledigen muss. Intelligente Programme neigen dazu, die unbarmherzige Verlängerung des Alten zu sein. Die Angst der Tech-Expert*innen ist deshalb, dass es nicht gelingen könnte, das Ideal einer „guten“ und menschlichen Welt in die Programme zu implantieren.

Wenn es stimmt, dass Gott ein Mensch geworden ist, dann bedeutet das für Gläubige, dass wir nicht technischer werden sollten, sondern menschlicher. Dass wir uns gerade angesichts der Künstlichen Intelligenz auf unsere natürlichen Begabungen besinnen sollten.

Algorithmen haben kein Bewusstsein, sie simulieren, sie zwingen uns in Ja/Nein-Logiken. Sie ahmen nach – und ja, sie werden dabei immer präziser. Sie stellen Wunderwerke und Wendepunkte der Menschheit dar. Und: Es wird ganz sicher kein Zurück geben aus der Digitalisierung, nur ein vorwärts.

KI wird uns helfen, Tumore zu erkennen und Rheumaschübe vorherzusehen, sie wird Staus regeln, Sammelklagen sortieren und Bankencrashes vorhersehen. Das ist eine große Hilfe.

Wir sollten uns aber davor hüten, Technologien zu vergöttern oder zu dämonisieren. Sie sind bloß Werkzeuge, Echos unserer selbst.



Wir leben an einem Wendepunkt der Geschichte.
Sein Name ist „Künstliche Intelligenz (KI)“.

Dabei sind wir Zeug*innen eines technischen Fortschritts,
der sich in nie dagewesener Geschwindigkeit vollzieht.
Unterschätzen wir die KI?

NEIN, denn Künstliche Intelligenz bedeutet doch nur:
Mehrwert für Menschen, nicht: Menschen nichts mehr wert.

Stephan Jung lebt in Berlin und arbeitet in der SozDia als Referent für Presse und Digitale Kommunikation. Diesen Beitrag hat er jedoch nicht geschrieben. Das hat er die KI für sich machen lassen. So hat ihn diese Aufgabe keine zwei Minuten gekostet. Hätten Sie es bemerkt?

Die Künstliche Intelligenz (KI) hat einen faszinierenden Mehrwert für die Gesellschaft geschaffen. Die Automatisierung von Prozessen entlastet Menschen von monotonen Aufgaben und schafft Raum für kreative und soziale Bereiche. Durch präzise Datenanalysen kann die KI in vielen Branchen zu effizienteren Lösungen und einer besseren Lebensqualität führen. Sie kann Umweltprobleme angehen, indem sie nachhaltige Ressourcennutzung fördert. Aber auch im sozialen Sektor spielt die KI eine entscheidende Rolle.

Denn entgegen der Bedenken, dass die KI das Menschliche und Zwischenmenschliche ersetzen könnte, liegt ihr wahres Ziel darin, Ressourcen einzusparen, um mehr Zeit für Menschlichkeit zu schaffen. Die Automatisierung von administrativen Aufgaben in sozialen Organisationen ermöglicht es, Ressourcen effizienter zu nutzen und

mehr Zeit für die direkte Unterstützung von Menschen zu haben.

Durch Datenanalysen ermöglicht die KI auch eine bessere Bedarfsprognose und -planung im sozialen Bereich. Die Technologie kann Trends und Muster erkennen, die auf zukünftige Bedürfnisse oder Probleme hinweisen, was eine gezieltere Bereitstellung von Hilfsmaßnahmen und sozialen Dienstleistungen ermöglicht.

In der Bildung kann die KI das Lernen revolutionieren und personalisieren. Die Technologie ermöglicht die Analyse von Lernverhalten und individuellen Bedürfnissen der Schülerinnen und Schüler. Dadurch können Lehrpläne und Lernmaterialien besser auf individuelle Fähigkeiten und Interessen zugeschnitten werden. Die Lernenden können in ihrem eigenen Tempo lernen und erhalten maßgeschneiderte

Unterstützung, um ihr volles Potenzial auszuschöpfen.

In beiden Bereichen ist jedoch auch eine sorgfältige Abwägung und Verantwortung geboten. Denn menschlicher Kontakt und Empathie sind unerlässlich, um Menschen in Not bestmöglich zu unterstützen. Die KI sollte als Unterstützung und Ergänzung der Arbeit des Fachpersonals dienen, nicht als Ersatz.

Wenn wir dies berücksichtigen, bietet die KI eine große Chance, um komplexe Probleme zu lösen und das menschliche Leben zu bereichern. Wichtig ist, dass wir sie nutzen, um eine gerechtere, nachhaltigere und effizientere Welt zu schaffen. Die KI ist ein mächtiges Werkzeug, das uns in die Zukunft führt – es liegt an uns, diese Reise mit Integrität und Weitsicht zu gestalten.



TEILHABE IST EIN MENSCHENRECHT

„INKLUSIVES DENKEN HAT ETWAS MIT WÜRDE ZU TUN“

Jutta Reichardt arbeitet seit über 30 Jahren mit Menschen in Krisensituationen, mit Kranken und Beeinträchtigten. „Jeder Mensch ist wertvoll“, sagt sie trotzdem. Oder gerade deshalb?

Jutta Reichardt weiß, wovon sie spricht. Die Fachbereichsleiterin der SozDia Stiftung Berlin ist u.a. für Einrichtungen der Wohnungsnotfallhilfe und der Sozialpsychiatrischen Assistenz verantwortlich.

Dabei begegnen ihr Menschen, die den Anschluss an die Mitte der Gesellschaft verlieren – psychisch Kranke, denen die Kraft fehlt, morgens aufzustehen, Abhängige, die keine Termine des Alltags wahrnehmen können, depressive Menschen, die in ihren Jobs am Leistungsdruck zerbrochen sind. Welchen Wert haben sie für den Rest der Gesellschaft?

„Es kommt auf den Blickwinkel an: Fragen wir danach, was fehlt oder fokussieren wir uns auf vorhandene Ressourcen? Wer gabenorientiert denkt, findet Vertrauen zu sich selbst und so zurück ins Handeln“.

Juttas Vision ist, alle Menschen teilhaben zu lassen. Nicht irgendwie und irgendwo, sondern in der Mitte der Gesellschaft. Dafür, dass niemand ausgeschlossen wird, arbeitet sie mit ihren Teams jeden Tag. Alle Menschen haben Fähigkeiten, manche brauchen lediglich Hilfe dabei sie zu entdecken und zu erschließen. „Natürlich kann ich zum Beispiel mit einem Alkoholkranken täglich über sein Suchttagebuch sinnieren. Oder ich lege das mal kurz zur Seite und versuche Chancen zu entdecken und verborgene Potenziale zu wecken. Es gab immer auch ein Leben vor dem Alkohol“.

In ihrer täglichen Arbeit befähigen Jutta und ihre Kolleg*innen Menschen dazu, Barrieren zu überwinden und den eigenen Wert (wieder) zu entdecken. Ein Schlüssel zur erfolgreichen Teilhabe ist das Inklusive Arbeiten. „Wir bieten beispielsweise Menschen mit Beeinträchtigungen einen Arbeitsplatz auf dem ersten Arbeitsmarkt an. Nicht exklusiv in einer spezifischen Behindertenwerkstatt – nein, unsere Mitarbeitenden sind Teil des Ganzen und werden z.B. in Kitaküchen in den regulären Betrieb integriert“. Die Arbeitsstätten müssen dafür über fachkundige Ansprechpersonen verfügen und brauchen ein verständnisvolles Kollegium. Menschen mit Behinderung oder psychischen Beeinträchtigungen haben häufig mehr Fehltag oder beanspruchen besondere Hilfsmittel. Das geht nicht allein per Konzept, das lebt von der Zwischenmenschlichkeit: „Inklusives Denken hat etwas mit Würde zu tun“, sagt Jutta.

Das betrifft auch ganz andere Bereiche ihrer Arbeit. So fordert Jutta lautstark mehr Prävention:

„Gäbe es mehr sinnvolle Orte für Jugendliche, wären auch Hilfsangebote für Erwachsene weniger überlastet, weil weniger Menschen davon bedroht sind, abzurutschen“.

Sie kritisiert daher eine fehlerhafte Geldverteilung – seit Jahrzehnten schwanke die Bereitschaft zur Finanzierung. Die offene Kinder- und Jugendarbeit sei wie

im aktuellen Haushalt des Senats immer wieder davon bedroht, nicht ausreichend finanziert zu werden. Kocht die Situation über, wie im Zuge der Silvesterkrawalle, werden akut größere Summen in den Kreislauf gebracht, nur, um den Bereich an anderer Stelle wieder zu vernachlässigen: Es braucht eine grundsätzliche Haltung, um gesellschaftlichen Krisen vorzubeugen und junge Menschen nachhaltig zu befähigen, ein vollwertiger und integrierter Teil der Gesellschaft zu werden. Dafür braucht es soziale Angebote, Begegnungsorten wie Jugendklubs, qualifiziertes Personal – und dafür braucht es eben auch Budget. Fortlaufend, nicht situativ.

„Wir haben uns an bettelnde Menschen gewöhnt, an die Schlafplätze von Obdachlosen auf der Straße. Das ist ein Fehler“.

Jeder Mensch hat Anspruch auf mehr. Aber die Umsetzung dieser Bedarfe ist nicht immer realisierbar. Der theoretische Rechtsanspruch, zum Beispiel in der Wohnungslosenhilfe müsste daher den tatsächlichen Gegebenheiten im Land Berlin angepasst werden.

Einmal im Hilfesystem angekommen, gibt es für die Klient*innen Hoffnung. Dabei geht es zuweilen nicht nur um eine Betreuung, es braucht auch Wohnraum – für, in persönlichen Krisen, auch von Obdachlosigkeit bedrohte Menschen ist das zunächst die hauptsächliche Herausforderung, bevor sie sich ihren ursächlichen



Jutta Reichardt leitet seit Mai 2022 den Fachbereich Erwachsene & Teilhabe in der SozDia Stiftung Berlin. Hier verantwortet sie verschiedene Einrichtungen in der Wohnungsnotfallhilfe, Gemeinwesenarbeit, Sozialpsychiatrischen Assistenz sowie Inklusive Arbeitsplätze und Übergänge in Arbeit.

Zusammen mit ihren Kolleg*innen arbeitet sie täglich an der gemeinsamen Vision jedem Menschen einen Platz in der Mitte der Gesellschaft zu ermöglichen. Bereits seit dreißig Jahren befähigt und integriert Jutta Menschen durch Beziehungsarbeit auf Augenhöhe und einen ressourcenorientierten Fokus zur Teilhabe.

Problemfragen überhaupt erst widmen können. Die Vernetzung der Einrichtungen untereinander sei ein besonderer Wert einer komplexen Trägerin wie der SozDia:

„Wir bieten etwa psychisch kranken Menschen die Möglichkeit über strukturierte Abläufe in einem sicheren Zuhause wieder Halt zu finden. Sie gehen einem geregelten Tagesablauf nach und finden in anderen Angeboten neue Perspektiven“.

Das kann die Pflege von Heimtieren auf dem Abenteuerspielplatz in Köpenick sein oder die Bewirtschaftung eines Gemüsebeets im Interkulturellen Garten in Lichtenberg. Diese sinnstiftende Tätigkeit hilft

vielen Klient*innen dabei, wieder Selbstwertgefühl zu finden, Stärken und Interessen herauszuarbeiten und neuen Antrieb zu gewinnen.

Der Auftrag sozialer Arbeit ist Ressourcen zu erschließen, die die Betroffenen zuvor selbst nicht kannten und dadurch neue Türen zu öffnen. Die Chance auf eine Perspektive hat jeder Mensch verdient. Dafür müssen wir hinsehen und zuhören. Es ist nicht so schwer, sagt Jutta, man müsse nur wollen: „Die Basis dafür kann ein gemeinsames Frühstück sein“.

Fabian Wollgast



VOLKSKRANKHEIT DEPRESSION

Psychische Erkrankungen können eine Ursache dafür sein, den Anschluss zu verlieren. Zu den häufigsten Krankheiten zählt dabei die „Volkskrankheit“ Depression. Jede vierte Frau und jeder achte Mann erkranken im Laufe ihres/seines Lebens daran. Von temporären Verstimmungen bis hin zu schweren depressiven Störungen betrifft sie alle Altersgruppen. Wenngleich die Krankheit schwerwiegende Folgen haben kann, gilt sie als gute behandelbare Störung, vor allem wenn sich Betroffene rechtzeitig professionelle Hilfe holen.

Weitere Informationen und Hilfsangebote finden Sie unter www.deutsche-depressionshilfe.de.

Die akute Seelsorge erreichen Sie rund um die Uhr unter 0800/ 111 0 111 oder im Chat: telefonseelsorge.de.

Oder Sie melden sich direkt bei der Sozialpsychiatrischen Assistenz der SozDia unter sozdia.de oder 030/206 79 206.

EIN GANZES LEBEN IN ZWEI PLASTIKTÜTEN

Neustart für Karim im Jugendwohnhaus Ohana

Karim greift in eine von zwei blauen Plastiktüten. Badelatschen, Hausschuhe, Turnschuhe und zwei Paar Fußballschuhe räumt er in ein Regal. Sorgsam bügelt er einige wenige bunte Shirts auf und hängt sie neben eine warme Camouflage-Jacke in einen sonst noch leeren Kleiderschrank. Handtücher und ein paar Basics legt er ordentlich zusammen in die unteren Fächer eines Regals. Sein ganzes Leben war in zwei Plastiktüten verpackt – der unsichtbare Rucksack hingegen, den Karim mit seinen Sorgen und Ängsten, mit vielen schlimmen Eindrücken und Erfahrungen mit sich herumträgt, ist riesengroß und schwer.

Karim ist gerade 16 Jahre alt geworden und kommt aus Benin. Im Januar floh er alleine nach Deutschland. Seine Reise war geprägt von Strapazen und Gefahren. Mit dem Bus kam er von Benin nach Libyen, setzte mit einem Boot nach Italien über

und fuhr von dort mit dem Zug weiter. Am Leib trug er Schuhe, Hose, Pullover und eine Sommerjacke. Keine Winterklamotten, keine Habseligkeiten aus der Heimat – keine schönen Erinnerungen im Herzen: Er gibt an, keine Familie zu haben. An seiner Heimat vermisse er nichts!

Karim hält kurz inne und steht etwas verlegen im Zimmer, seinem neuen Zimmer. Seinem neuen Zuhause. Er guckt sich um, schaut unbestimmt aus dem Fenster. Der Raum ist freundlich und hell, die weißen Wände sind noch kahl. Dann bezieht er sein Bett, lässt jedoch die Bettdecke im Schrank. Für eine Decke sei es ihm viel zu heiß. „Wollen wir runtergehen?“, fragt er schüchtern.

Im Erdgeschoss des neuen Interkulturellen Jugendwohnhauses Ohana ist es noch still und leer. Karim ist der erste von zwölf jungen Geflüchteten, die hier ihr neues Zu-

hause finden. Aufrecht sitzt Karim neben einem Kickertisch auf dem Sofa. Angelika setzt sich neben ihn, ein Lächeln huscht über sein Gesicht. Angelika ist professionell ausgebildete Sozialpädagogin und begleitet Karim bereits seit vier Monaten, zuvor war sie seine Bezugserzieherin in der Clearingeinrichtung Brode. Sie haben eine gute Beziehung, sie spricht fließend Französisch, Karims Muttersprache neben Dendi.

Trotz ihrer zehnjährigen Berufserfahrung stößt sie oft an ihre Grenzen, wenn sie die Schwächen des Systems erlebt. Insbesondere das Thema der bevorstehenden Volljährigkeit ihrer Klient*innen belastet sie. Es erscheint ihr unmenschlich, einen gerade 18 Jahre alt gewordenen jungen Menschen aus der Hilfe entlassen zu müssen einzig wegen einer neuen Zahl auf dem Papier. Sie beobachtet auch, wie die Standards der Jugendhilfe für unbegleitete minderjährige Geflüchtete oft nicht ausreichen.

Auf die beiden warten nun viele Termine bei Behörden, bei denen sie an solche Grenzen stoßen werden; das Asylverfahren läuft noch. Aber im Ohana findet Karim eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung, um diese und andere Hürden – kurzum seinen neuen Alltag meistern zu können.

Karim denkt viel nach, er überlegt genau und wählt seine Worte mit Bedacht. Träume hat er viele. Aber im Moment, sagt er, ist es erstmal wichtiger, die Schule und vielleicht ein Studium erfolgreich zu meistern, um überhaupt irgendeinen Traum verwirklichen zu können. Einen konkreten Berufswunsch hat er noch nicht – am liebsten möchte er alles ausprobieren und sich nicht festlegen.

Und so findet er Motivation, Hoffnung und Kraft in der Schule und im Lernen. Er geht im Wedding zur Schule und hat kürzlich seinen A1-Sprachtest bestanden, erzählt er stolz. Er versteht und spricht bereits vieles auf Deutsch. Wenn er negative Gedanken hat, geht er raus, erkundet Berlin und lässt sich von der Stadt inspirieren, um den Kopf frei zu bekommen, wie er sagt.

Karim ist schwer traumatisiert und befindet sich in psychologischer Behandlung, um seine Vergangenheit aufzuarbeiten. Über seine Erlebnisse spricht er nicht gerne. Auf einmal wirkt er wieder ganz unsicher, schüchtern und möchte sich am liebsten unsichtbar machen. Nervös spielt er mit seinen Fingern und zeichnet verlegen Muster in den Sofabezug oder trommelt einen Rhythmus auf seinen Handrücken.

Er hat Angst vor Flashbacks. Ein falsches Wort könnte seine Wunden aufreißen und ihn in ein dunkles Loch ziehen. Er senkt den Kopf, hält sich den Bauch.

Sobald er über Fußball spricht, strahlen seine Augen wieder. Er ist großer Fußballfan und sein Lieblingsverein ist Barcelona, aber auch Hertha, Union, Dortmund und Bayern gefallen ihm. Mit großer Freude aber bescheiden erzählt er von seinem eigenen Fußball, den ihm das Team in der Brode geschenkt hat. In Benin, erzählt er, sei es nicht üblich, Geburtstage zu feiern, und er habe noch nie ein Geschenk erhalten.

Karim fühlt sich in Deutschland wohl und ist dankbar für die Hilfe, die er erhält. Auf Nachfragen berichtet er zögerlich von Rassismus, den er erlebt. Erst kürzlich wurde er in der Bahn angegangen.

Nach dem Fußballtraining setzte er sich mit einem verletzten Knöchel in die Tram neben ein Mädchen. Die Eltern des Kindes sprangen auf, verließen erbost den Platz und beschimpften ihn aus „Angst, ihre Tochter würde bedrängt werden“.

Karim winkt ab, als wolle er das Erlebte herunterspielen. Die negativen Erfahrungen in Deutschland scheinen für ihn nur irrelevante Kleinigkeiten zu sein, verglichen mit dem, was er durchgemacht hat.

Der Einzug von Karim ins Interkulturelle Jugendwohnhaus Ohana markiert einen neuen Abschnitt in seinem Leben. Er hat Hoffnung auf eine bessere Zukunft und die Unterstützung von Menschen wie Angelika gibt ihm Sicherheit. Und Zuversicht.

Das Ohana bietet ihm ein neues Zuhause, in dem er lernen und sich entfalten kann. Trotz der Herausforderungen, die er bereits gemeistert hat und denen er sich noch stellen muss, ist Karim entschlossen, seine Träume zu verfolgen und ein erfülltes Leben aufzubauen.

Stephan Jung



Karim bezieht sein neues Zuhause im Interkulturellen Jugendwohnhaus Ohana

Fotos: © Stephan Jung



ALAN KURDI LEBT IN DEN HERZEN DER MENSCHEN WEITER

Die Tante des im Mittelmeer ertrunkenen kleinen Jungen appelliert an die Öffentlichkeit: Die tödliche Abschottungspolitik muss ein Ende haben

Sein Bild ging um die Welt. Da lag der kleine Alan Kurdi leblos auf dem Bauch im nassen Sand, mit einer blauen Hose und einem roten T-Shirt bekleidet. An den winzigen Füßchen Sportschuhe, wie sie auch Kinder in Europa tragen.

Es war der 2. September 2015 morgens, sechs Uhr, als ihn die Fotojournalistin Nilüfer Demir vor der türkischen Küste nahe des beliebten Badeorts Bodrum fand. Alan Kurdi, der syrische Junge, wurde zwei Jahre alt. Wie für tausende andere Kinder hatte das Mittelmeer für ihn den Tod gebracht. Ertrunken auf der Flucht vor dem Krieg. Ein Foto, das in der Seele schmerzt. Ein Symbol für eine unmenschliche Flüchtlingspolitik. Von der Entwürdigung von Menschen ganz zu schweigen.

Unweit des Jungen wurde auch seine Mutter Rehanna und der vierjährige Bruder Ghalib gefunden. Allein der Vater Abdullah überlebte. Fotos aus besseren Tagen in der Heimatstadt Damaskus zeigen zwei fröhliche Jungen. Als die Bombenangriffe des Assad-Regimes und Russlands unerträglich wurden, floh die Familie. Zunächst im Land. Dann versuchte der Vater, in der Türkei Fuß

zu fassen, er wollte die Familie nachholen. Doch die Verhältnisse dort waren ebenfalls unerträglich. Abdullah entschloss sich, mit seiner Familie in einem Schlauchboot die Flucht weiter nach Griechenland auf die Insel Kos zu wagen. Von dort war Deutschland das ersehnte Ziel. Die tragische Reise endete bereits vor der türkischen Küste. Am Tag der Beerdigung der beiden kleinen Brüder und ihrer Mutter wurden die mutmaßlichen Schlepper festgenommen und angeklagt.

Zuvor waren Bemühungen der in Vancouver lebenden Tante Tima Kurdi fehlgeschlagen, die Familien nach Kanada zu holen. Den Tod der kleinen Jungen und ihrer Schwägerin hat sie bis heute nicht verkräftet. Sie hat ein Buch geschrieben, ist nach Berlin zu Mahnwachen gereist. Und sie hat jüngst gemeinsam mit 190 Seerettungsorganisationen und Hilfsinitiativen einen Aufruf gestartet.

Nicht die Schlepper allein, so betonen sie darin, sind am Schicksal der Menschen schuld. Der Tod im Mittelmeer ist die Folge politischer Entscheidungen. Illegale Praktiken staatlicher Grenzschützer wie z.B. Miss-

handlungen, Erpressungen und Inhaftierungen bleiben straffrei. Die Entrechtung von Menschen auf der Flucht wird zum Normalfall. „Das Mittelmeer ist nicht nur ein Friedhof, es ist ein Tatort“, heißt es in dem Appell.

Die EU und ihre Mitgliedsstaaten, so wird in dem Aufruf beklagt, haben keinerlei Absicht erkennen lassen, aus all dem zu lernen. Stattdessen verschärfen sie ihre tödliche Abschottungspolitik: mit der am 8. Juni 2023 vom Rat der EU vorgeschlagenen „Reform des Europäischen Asylsystems“, die weiter darauf abzielt, das Recht auf Asyl und das Recht auf Freizügigkeit zu beschneiden. Am 23. Juni hat die schwedische EU-Präsidentschaft noch rasant einen neuen Verordnungsvorschlag auf den Weg gebracht, der u.a. die Unterbringungsstandards massiv absenken will, eine Ausweitung des Konzepts sogenannter „sicherer Herkunftsländer“ anstrebt und auch die Ausnahmen vom Grenzverfahren für Kinder oder andere vulnerable Personen ablehnt. Außerdem droht eine Legitimierung der Menschenrechtsverletzungen an den Außengrenzen.



Tima Kurdi, Tante des ertrunkenen Alan | Foto Jörg Carstensen, dpa

Graffiti von Alan Kurdi in Frankfurt am Main | Foto Arne Dedert, dpa



Die Unterzeichnenden des Aufrufs von Tima Kurdi fordern: Europas Migrationspolitik muss sich ändern! Sie muss sichere Wege zur Flucht bieten. Der Bau einer Mauer ist keine Lösung, Menschen als Schmuggler zu beschuldigen auch nicht. Menschen leiden und sie werden immer einen Weg finden, zu fliehen, heißt es. Wenn es keine anderen Wege gibt, werden sie die gefährlichere Route nehmen.

Der Aufruf erinnert auch an den menschenentwürdigenden Skandal des jüngsten Schiffsbruchs vor Pylos: 500 Geflüchtete sind ertrunken, die wohl größte Katastrophe im Mittelmeer und direkte Folge der EU-Flüchtlingspolitik. Deren Grenzschutzagentur „Frontex“ und die griechischen Behörden haben das überfüllte Schiff stundenlang begleitet und mutmaßlich untergehen lassen.

Das braucht eine unabhängige internationale Untersuchung, lautet eine weitere Forderung. Zudem sollten die Überlebenden aus den (halb) geschlossenen Einrichtungen entlassen und ihnen eine menschenwürdige Unterbringung wie auch Unterstützung gewährt werden. Darüber

hinaus werden grundsätzlich „unabhängige Untersuchungen und konsequente Maßnahmen der europäischen Kommission gegen die systematische Praxis der Zurückdrängung auf Land und See durch die Europäischen Mitgliedsstaaten“ gefordert. Auf keinen Fall dürfe die sogenannte Reform des Asylrechts in ein Gesetz umgewandelt werden.

„Es ist fünf vor zwölf für die Menschenrechte“, erklärte jüngst Tareq Alaows, der flüchtlingspolitische Sprecher der Bundesarbeitsgemeinschaft PRO ASYL. Das ist ein Zusammenschluss aus Kirchen, Gewerkschaften, Wohlfahrts- und Menschenrechtsorganisationen sowie landesweiten Flüchtlingsräten.

Schwarz gekleidet, mit symbolischen Särgen auf dem Rücken, zogen sie zum Weltflüchtlingsstag vor den Bundestag. Sie warnen eindringlich davor, dass immer härtere Grenzen und Rechtsverschärfungen, wie sie jetzt geplant sind, zu noch mehr Leid und Tod führen und keinesfalls dazu, dass weniger Menschen fliehen. „Diese europäische ‚Reform‘ darf nicht kommen“, fordern sie. Mit dieser Forderung sind sie längst

nicht allein, auch die Seenotrettung sowie ein breites Bündnis aus der Zivilgesellschaft stehen klar dahinter.

Ein Schiff der Seenotrettungsorganisation „Sea-Eye“ wurde nach dem kleinen Alan Kurdi benannt. Sein Vater Abdullah taufte es am 10. Februar 2019 im Hafen von Palma de Mallorca auf den Namen seines Sohnes. Seither rettete es auf zwölf Missionen 927 Menschen. 2021 musste sich Sea-Eye, wie es auf der Homepage des Seenotrettungsvereins hieß, schweren Herzens von „Alan Kurdi“ trennen.

Die ständigen „Festsetzungen“ des Schiffes in Italien hatten sie an die Grenze ihrer finanziellen Möglichkeiten gebracht. Das Schiff gibt es weiter, es wurde von einer italienischen Organisation übernommen. Nur der Name Alan Kurdi steht nicht mehr drauf. Der Junge lebt dafür in den Herzen und Köpfen unzähliger Menschen weiter. Und erinnert daran, was wirklich zählt: die Kostbarkeit und damit auch die Würde eines jeden Menschenlebens.

Bettina Röder und Verena Düntsch

Pro Asyl: **„Es ist fünf vor zwölf für die Menschenrechte“**

WÜRDE, DIE ICH MEINE

Alleinerziehend: Jana Jaschinski, Anleiterin bei den SozDia-Einrichtungen „Du kannst was“ und „Horizonte“, berichtet über ihre Erfahrungen



Jana Jaschinski mit ihren Töchtern Nina (links) und Luna

Foto: privat

Alleinerziehend in Berlin. Jana Jaschinski, heute 55 Jahre alt, kam 2007 in die Stadt zurück, in der sie auch geboren ist. Aus Nürnberg war sie mit ihren beiden Töchtern, die damals drei und sieben Jahre alt waren, nach der Trennung von ihrem Mann als alleinerziehende Mutter nach Köpenick gezogen.

Sie wollte gern als Kellnerin arbeiten, schließlich ist das ihr erlernter Beruf. Wie aber alles unter einen Hut bringen? Sie lacht. „Mich hat das nie belastet, Kindererziehung ist mein Herzblut, aber arbeiten wollte ich eben auch.“ Und doch stand damals am Anfang die große Frage, ob ihr das auch in Würde gelingt.

Die selbstbewusste Frau erinnert sich an die Anfänge mit ihren damals noch kleinen Töchtern. Einen Kita- und Schulplatz hatte sie bald, eine feste Anstellung blieb vorerst ein Traum. Und dann waren da die Erfahrungen mit dem Jobcenter, die sie alles andere als würdevoll in Erinnerung hat. „Es war einfach demütigend. Ich kam mir vor wie eine Bettlerin.“ Zunächst bekam sie Hartz IV, 450 Euro im Monat. „Das Jobcenter verdonnerte mich zudem zu einer Weiterbildung bei einem australischen Konzern, dabei hatte ich doch meinen Berufsabschluss in der Tasche“, erinnert sie sich. Sonnabends half sie bei der Douglas aus, um das schmale Budget etwas aufzubessern. Mutter und Schwester halfen ihr bei der Kinderbetreuung.

Dann kam nach neun Jahren Berlin Licht am Ende des Tunnels. Der Kuhgraben, das Ausbildungsrestaurant der SozDia, hatte 2016 in einer Zeitung eine Stelle ausgeschrieben. Arbeitszeit: Montag bis Freitag acht bis 16 Uhr. Wie gut für sie und die Kinder! Sie bewarb sich und konnte beginnen, arbeitete im Service und begleitete die Azubis. Von Anfang an wurde sie würdevoll behandelt.

„Mit Respekt eben und dass ich so akzeptiert werde, wie ich bin“, sagt die gelernte Restaurantfachfrau. „Genau das, was ich gesucht habe“. Was für sie auch hieß, dass sie auch schon mal ihre Kinder mitbringen konnte, wenn es eng wurde, weil wieder einmal die Schule oder Kita geschlossen hatten.

Nach fünf Jahren wechselte sie als Anleiterin zu den SozDia-Einrichtungen „Horizonte“ und „Du kannst was“. Hier begleitet sie junge Menschen auf dem Weg in ihre persönliche und berufliche Zukunft. In der täglichen Arbeit engagiert sie sich dafür, dass die Würde der jungen Menschen trotz fehlendem Schulabschluss oder anderer Lebensprobleme gewahrt wird.

Dass ihre beiden Töchter, heute erwachsen, erfolgreich im Studium und Beruf sind, erfüllt sie mit Stolz.

Bettina Röder

Um Alleinerziehende zu unterstützen und ihre jeweilige Geschichte anzuerkennen, sie zu vernetzen und zu entlasten gibt es verschiedene Anlaufstellen.

In der SozDia bietet das Jufaz Angebote für gemeinsame Aktivitäten (z.B. Krabbelgruppen und Eltern-Kind-Sport):



Jufaz | Eitelstraße 19, 10317 Berlin
Tel.: (030) 51 73 60 38 | jufaz@sozdia.de

Seit diesem Jahr gibt es ebenfalls die „Anlaufstellen für Alleinerziehende“. Dies sind Beratungsstellen, die die Alleinerziehenden bei Zugängen zu finanziellen Leistungen unterstützen, ihnen Entlastungsangebote näherbringen und insgesamt eine Beratung zu allen wichtigen Themen anbieten. Zukünftig wird es in jedem Berliner Bezirk eine Anlaufstelle geben. Im Bezirk Lichtenberg befindet sich die Anlaufstelle Alleinerziehende am S-Bahnhof Wartenberg. Die Beratungen sind kostenfrei und auf Wunsch anonym.

beratung-alleinerziehende@vav-hhausen.de
Mobil 0159/01399647

